

empfehlen und wir müssen gleichfalls noch von der Zeit erwarten, was sich als wahr und in der Natur begründet, was als Täuschung herausstellen wird.

Um zehn Uhr!

Eine Alltäglichkeit aus dem wirklichen Leben.

Von Wilhelm Müller.

Rosette war ein recht hübsches Mädchen, freilich nicht halb so schön als sie es sich einbildete, auch war sie wohl gut und brav, aber nicht minder eitel und leichtsinnig. Sie war die Kammerjungfer auf dem Schlosse, hatte aber keinen beschwerlichen Dienst; das gnädige Fräulein, ihre Herrschaft, war die Gespielin ihrer Kinderjahre und mehr ihre Freundin als ihre Gebieterin. Dennoch fühlte sich Rosette nicht ganz glücklich in ihrer abhängigen Lage, denn sie befahl lieber, als daß sie gehorchte, und somit sah sie mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ihr verlobter Bräutigam, Theodor Warten, sie heim führen werde in sein Eigenthum.

Theodor war der wackerste Jüngling und zugleich der Sohn des reichsten Mannes im Städtchen, der freilich nur ein Schneider war, aber vor dessen Gelde sich selbst der stolze Bürgermeister demüthig beugte.

Das zweite Jahr des siebenjährigen Krieges hatte begonnen; überall herrschten mächtige Kriegsrüstungen; von Mailands fruchtbaren Gestaden wie von dort her, wo der Born der Schöpfung im nimmer schwindenden Eise erstarrt, zogen Streiter einher, um den Heldenkönig, Friedrich den Großen, zu bestegen.

Unter dem dumpfen Schalle einer alten Trommel, früher das Eigenthum eines Bärenführers, und unter den Misttönen einer verbogenen Trompete zog ein neu geworbenes Corps der Reichs-Executions-Armee in das Städtchen. Es war eine gar seltsame Kriegsschaar, so bunt und ungleich wie wir sie uns in den jetzigen Zeiten nicht mehr denken können; lebensmüde Greise, unbärtige Knaben, Lahme und Schielende in den verschiedenartigsten Wehren und Waffen. Der Lieu-



Um zehn Uhr

tenant und Führer dieser Selben wider Willen war unterwegs am Zehrfieber erkrankt, so befehligte den Zug ein Goliath, der sich Wachtmeister der Infanterie nannte. Ein ehrsameres Nonnenkloster hatte ihn geschickt, um der Verpflichtung zu genügen, zu der löblichen Reichs-Execution-Armee einen Wachtmeister zu stellen; da aber bei der Reiterei schon alle Posten besetzt waren, so trat dieser Heros, ohne auf seine Benennung Verzicht zu leisten, zu der Infanterie über. Als der Erste dieser Tapfern erhielt er auf dem Schlosse sein Quartier.

In dem Gasthof zum rothen Löwen ging es am andern Tage recht laut und fröhlich zu; alle Politiker und alle Neugierigen der Stadt und der Umgebung drängten sich dort zusammen, denn der Herr Wachtmeister Brillant hatte die Trinkstube mit seiner Gegenwart begnadet. Es war ein gar stattlicher Mann, Franzose von Geburt, mit einem gewaltigen Schnurrbarte, den er im Feuer des Gespräches martialisch zu streichen pflegte, angethan mit einer etwas konfusen Uniform und einem Paar hohen Zugstiefeln, die groß genug waren, um seinem kleinen Tambour im Falle der Noth als Nachquartier dienen zu können. Aber mehr als das prunkende Gewand und die klirrende Waffe an seiner Seite imponirte der Mann durch sich selbst. Seine Rede, in der er immerdar nur von sich selber sprach, war ein nimmer verhallendes Donnerrauschen und man konnte, wenn man so sah, wie sein Auge bei jedem geleerten Becher immer sengender ausleuchtete, wohl seiner Versicherung Glauben beimessen, daß er bestimmt sei, den Markgrafen von Brandenburg selbst gefangen zu nehmen. Welche Wunderthaten zu Wasser und zu Lande hatte dieser Mann nicht schon geübt; allen Potentaten des Erdbodens hatte er bereits gedient, war sogar im Lande der ungläubigen Türken gewesen und bis zur Grenze der tintengefärbten Menschen vorgeedrungen.

Aber mehr noch als seine Heldenthaten bewunderten die ehrsamten Kleinstädter sein Glück und seine Siege bei dem schönen Geschlechte. Da war kein Weib vom Weibe geboren, so prahlte er, das seiner Anmuth, seiner Ritterlichkeit hatte widerstehen können. In dem Lande der Hispanier hatten sich zwei Nonnen und noch etliche minder Fromme seinetwegen

vergiftet; in der unchristlichen Türkei mußten unter Jammer und Thränen drei schöne Sultaninnen sich selbst die Linnenfäcke nähen, in welche sie gesteckt und in den Bosphorus gestürzt werden sollten, bloß weil sie nach diesem Unwiderstehlichen geseufzt und geblinzelt hatten. In Frankreich hatte sich eine Herzogin und eine Nätherin, befeelt von gleichen Gefühlen, im Kohlendampfe erstickt, als er von dannen zog; in der Themse schwammen eines Tages die Leichname von vier schönen Lady's, weil er einer fünften freundlich zuge lächelt hatte.

Und wie er so sprach und bei seinen Zuhörern Staunen und Bewunderung erregte, ging eben Theodor Warten an dem Gasthose vorüber. Da hustete ein melancholischer Schuhmachermeister, der nur äußerst selten an dem Gespräche Theil zu nehmen pflegte, faltete die Hände wie zum Gebete und flüsterle leise: mit Verlaub, geehrter Herr Wachtmeister der Infanterie; viele Frauenherzen mögen eure Reize schon erobert haben, aber die Braut jenes jungen Mannes, mit der ihr unter einem Dache wohnt, ist felsenfest, und ihr würdet sie nicht einmal verleiten, mit euch den Ball zu besuchen, den eine wohlblühliche Bürgererschaft den hochlöblichen Kriegern zu Ehren Morgen hier veranstalten wird.

Da schlug der Held mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Becher klirrend empor tanzten und rief: es gilt die Wette um ein Duzend Flaschen Wein, morgen tanze ich hier mit der Braut und übermorgen, wenn eure Kirchenuhr zehn schlägt, bringe ich euch ein Liebespfand von dem Mädchen.

Es gilt, ächzte der Melancholische und reichte seine dürre Hand dem Unwiderstehlichen zum Einschlag entgegen.

Die andern Gäste ließen Wein und Bier unberührt stehen und starrten sich verwundert an, ohne das Geschehene begreifen zu können. Der Schuhmacher, so außerordentlich geizig, daß er in dem Gasthose nur von dem Biere trank, dessen krankhaften Zustand der Wirth durch eine Wasserkur zu verbessern suchte, wettete nun feck und wohlgemuth um zwölf Flaschen des theuersten Weines. Aber die Wunderbegebenheiten im rothen Löwen steigerten sich, denn nach abgemachter Wette ließ der trübsinnige Geizige sogleich ein halb Duzend Flaschen durch den Wirth herbei bringen und bat den Wachtmeister, fleißig zu trinken. Er selbst trank nun zwar nicht,

aber man konnte es ihm ansehen, daß es ihm wohl that, wie der mannhafte Brillant Flasche um Flasche leerte. Und wie er nun spät am Abend in seine einsame Dachwohnung Heimkehrte, lächelte er so seelenvergnügt vor sich hin, wie er seit Jahren nicht gelächelt hatte.

Was trieb den menschenfeindlichen Geizhals zu dieser Wette und dieser Verschwendung? — Er hatte einst um Rosette gefreit und war mit einem Korbe schnöde abgewiesen worden.

Theodor sah bei seiner Braut in ihrem Stübchen; sie war heute freundlicher, liebevoller als sonst gegen ihn, doch schien sie etwas befangen und verlegen. Da fielen des Bräutigams Blicke auf ein Gewand, das in hauchdünnen Falten über einem Stuhl hing. Gehört dies herrliche Kleid deiner Herrschaft? fragte Theodor gleichgültig.

Es gehört mir, lieber Theodor, erwiderte Rosette, ich erhalte es von dem Fräulein zu meinem Geburtsfeste und will es heute zum erstenmal benutzen.

Ei! fragte der Bräutigam verwundert, was soll denn heute geschehen?

Es ist, fuhr Rosette mit leiserer Stimme fort, heute Ball in dem rothen Löwen, und ich bin auch zu demselben geladen.

Du! rief Theodor, indem er sich rasch von seinem Sitz erhob, du zu dem Balle, der den Soldaten zu Ehren gegeben wird? wer hat dich eingeladen?

Der Herr Wachtmeister selbst, erwiderte Rosette kurz, des Bürgermeisters Tochter selbst würden sich durch solche Einladung geschmeichelt fühlen.

Theodor war wieder ruhiger geworden und versetzte nur: du scherzest, liebe Rosalie, kein unbescholtnes Mädchen, schutz- und elternlos, würde an solch einem Feste Theil nehmen. Du kennst den strengen Sinn meiner Eltern und wirst sie gewiß nicht kränken.

Ich will es auch nicht, entgegnete Rosalie, indem sie in Thränen ausbrach, ich will mich ja einkertern und jeder schuldlosen Freude gerne entsagen. Ach, ich seh' es kommen, das dunkle Loos meiner Zukunft; diese störrische Härte, welche du mir zeigst, ist nicht Liebe.

Solchen Thränen, solchen Vorwürfen hatte bis jetzt ihr Bräutigam noch nie widerstanden und so hoffte sie auch jetzt zu siegen. Aber diesmal geschah es nicht; Theodor wandelte seinen Sinn nicht, sondern als sie nun da saß, schmolend das Köpfschen in die Hand gesenkt, trat er recht freundlich zu ihr, faßte ihre beiden Hände, drückte sie an die treue Brust voll Liebe und sprach: Rosette, es darf nicht sein, daß du diesen Ball besuchst. Ich werde heute Abend wiederkehren, du wirst dann ruhiger sein, und selbst die Gründe, welche ich dagegen habe, gerecht finden. Ich aber will das kleine Opfer, welches du mir heute bringst, dir immerdar zu vergelten suchen.

Er ging, ohne ihre fernere Antwort abzuwarten; sie aber saß da, grollend, beschämt und ohne Fassung. Sie hatte dem Wachtmeister ja bereits die Zusage gethan, ihn auf den Ball zu begleiten. Der Mann war so gut und so fein gebildet; er hatte über die Müllerstochter, die man für das schönste Mädchen der Umgebung hielt, nur mit mitleidigem Achselzucken gesprochen; dagegen ihre Anmuth, ihre Bildung belobt und ihr zugeschworen, er hätte sie Anfangs für das gnädige Fräulein selbst gehalten. — Und diesem Manne sollte sie ihr Wort brechen und sich in seinen Augen lächerlich machen. Unmöglich! Und doch forderte es der Verlobte so. — Einen Augenblick erstand noch der heilige Warner in ihrer Brust; sie gedachte Theodors reiner Liebe, des strengen, unbescholtenen Sinnes seiner Eltern, aber Leichtsinns, Eitelkeit und falsche Schaam behaupteten ihre Macht; Theodor wird einige Tage schmollen, sprach sie beruhigend zu sich selbst, und sich dann wieder versöhnen lassen.

So begann das Trauerspiel, das sich vielleicht schon tausend und tausendmal im Leben wiederholt hat, ohne daß das arme Menschenherz dadurch belehrt worden wäre.

Es war noch früh am Tage, als Rosette wohlgeputzt an dem Arm des mannhaften Brillant durch die Straßen des kleinen Städtchens dem Thore zu wandelte, vor welchem der rothe Löwe lag. Die Lasterer, jung und alt, schauten durch die Fenster dem Paare verstohlen nach und hielten strenges Gericht über die leichtsinnige Rosette. Sie aber prunkte stolz

in ihrem Ruße und tauschte der Rede ihres Begleiters, der wieder von seinen Heldenthaten, von seiner adeligen Herkunft aus der Gascogne und von seinen Schätzen und Gütern sprach, die er in allen Reichen der Welt besaß und ihr sogar endlich im zärtlichen Vertrauen gestand, wie er des Heimathlosen Kriegerlebens doch nun überdrüssig sey, wie er, sobald er nur den letzten Geldenauftrag, der ihm geworden, ausgeführt und einen gewissen Marquis von Brandenburg gefangen genommen, seinen Abschied nehmen, sich ein Rittergut kaufen und hinfort in Ruhe sein Leben genießen wolle. — Welche Ausichten, welche Andeutungen, welche Hoffnungen! aber sie war ja gebunden, war ja die Verlobte eines Mannes, der ihr keinen solchen stolzen Ferntraum der Zukunft darbieten konnte.

Jetzt wandte sich das Paar von der Landstraße zu dem Seitenpfade hinüber; Rosette erbehte und hielt sich krampfhaft an dem Arm ihres Begleiters; an der Wegscheide stand Theodor, bleich wie ein Todter, und starrte den Nahenden entgegen. Aber mit dröhnenden Tritten, ein munteres Kriegeslied pfeifend, schritt Brillant mit ihr an dem armen Theodor vorüber, strich sich, wie der Prätigam ihren Blicken entschwinden war, martialisch seinen Schnauzbart und rief mit übermüthigem Hohne: die Schneidenseele! Sah der Bursche nicht so fieberbleich aus, daß ihn ein schwindstüchtiger Trompeter hätte umblasen können. Der Hase würde nimmer ein braver Kriegsmann werden.

Aber Rosette hatte das Auge niedergesenkt, ihr Bewußtsein sagte ihr, warum Theodors Wange in diesem Augenblick so blaß war; die Reue begann an ihrem Herzen zu nagen; sie zögerte vorwärts zu schreiten und wußte nicht was sie beginnen sollte; aber der Versucher ließ nicht ab von ihr; „was warf der Bursche dort in das Korn“, fragte er, „ich habe ein Auge wie ein Nar; es war ein goldener Ring!“

„Mein Ring“, rief Rosette empört, „er trägt keinen andern.“

„Und Sie wollen nach dieser Schmach noch ferner den seinigen tragen? Fort mit dem Bändering des Glenden.“ Er wollte ihr mit sanfter Gewalt den Reif vom Finger streifen, aber krampfhaft schloß sich Rosettens Hand und sie eilte rasch vorwärts.

Der Ball war zu Ende; dem Bethörer war sein Werk

gelungen; er hatte ihr Theodors Verlobungsring abgeschmeichelt, ihr dagegen Liebe und Treue zugeschworen und die herrlichsten Tage einer beneidenswerthen Zukunft versprochen. Dennoch war sie nicht glücklich, denn sie war in sich selbst entzweit, ihr eignes Gewissen hatte sie gerichtet, hatte sie verdammt, und in dem seltsamen Widerspruche des menschlichen Herzens liebte sie Theodor inniger als jemals, und haßte den Unseligen, der sie mit dem Verlobten verfeindet hatte; dachte mit Grausen an den seltsam höhnennden Ton des Friedenstörers zurück, mit welchem er beim Abschied sprach: um zehn Uhr werden Sie mehr von mir hören!

Und die Glocke hatte am folgenden Tage noch nicht diese Stunde verkündet, als Rosette in dumpfer Geistesbetäubung einer Wahnsinnigen gleich auf den Tisch niederstarrte, von welchem ihr wiederum Theodors Verlobungsring entgegen blinkte. Eben war der Schuhmacher von ihr gegangen und hatte ihr eine fürchterliche Kunde gebracht, eine gräßliche Aufklärung gegeben. Welch' ein Spiel war mit ihr getrieben, welch' eine Folge hatte ihr Leichtsinns gehabt! Da hallten endlich von der Kirchenuhr die ersten Schläge, welche das Beginn der eilften Stunde anzeigten. Rosette schreckte auf aus ihren Schmerzträumen und ihre bleichen Lippen stammelten: er hat Wort gehalten, der Gräßliche, noch eh die Stunde, welche er bestimmte, schlug, hat er sein Werk vollendet und mich und mein Lebensglück auf immer vernichtet.

Aber es war keine Zeit, wo sie klagen und weinen durfte; die Pflicht rief sie zu der Gebieterin. Doch als sie in des Schlosses Gange dahinwandelte, trat ihr der alte Kammerdiener entgegen und sprach: die Frau Baronin läßt Ihnen sagen, das Fräulein bedürfe Ihrer Dienste nicht, Sie möchten bis auf weitere Entscheidung nur einstweilen in Ihr Zimmer zurückkehren.

Mit gesenktem Blicke, ohne eine Erwiederung zu wagen, kehrte die Gedemüthigte zurück. Langsam schwand Stunde an Stunde; das Essen wurde ihr auf das Zimmer gebracht und unberührt nach einer Stunde wieder abgetragen; gleich darauf trat der Kammerdiener wieder ein, reichte ihr den ganzen Jahreslohn und sprach: Sie sind entlassen, sollen aber noch in dieser Stunde aus dem Schlosse ziehen.

So war die Unglückliche, welche keinen Blutsverwandten, keinen Beschützer hatte, hinausgestoßen in die fremde, ihr verfeindete Welt. Mit stumpfer Ruhe gehorchte sie dem Befehl der strengen Gebieterin und begann ihre Habe zu packen. Aber bei dieser trostlosen Arbeit, die ihr durch so viele kleine Gaben der Liebe Theodors Bild zurück rief, brach die Erstarrung ihres Herzens; aus ihren Augen stürzten Thränen, und erleichterten ihr Herz. Ihr Stolz war gebrochen; sie beschloß zu Theodor zu eilen, ihm Alles wahr und aufrichtig zu gestehen und seine Verzeihung zu erflehen. Sie hatte ja nicht böse, nur leichtsinnig und thöricht gehandelt und so hoffte sie, daß die Liebe sie milder hart als die strenge Ansicht der Welt verurtheilen werde. Sie übergab ihre kleine Habe dem Hauswart und stieg zu ihrer Jugendgespielin, der Tochter der Freifrau, hinauf, um von derselben Abschied zu nehmen. Sie wurde nicht vorgelassen. Sie war nunmehr schon so sehr gedemüthigt, daß diese Erniedrigung sie fast nicht mehr schmerzte. Doch schwand ihre Kraft immer mehr, ihr Gang wurde immer schwerer, je näher sie Theodors Behausung kam. Es war ihr, als sei noch nicht Alles geschehen, als sei ihr Weh und ihre Buße noch nicht geendet und die Ahnung betrog sie nicht! Oh! sie die Schwelle des Hauses übertrat, hallte ihr der Jammer und die Klage von des Geliebten Eltern entgegen. Theodor war am frühen Morgen in Verzweiflung davon gegangen. Niemand wußte wohin, Niemand hatte seine Spur gefunden!

Da lehnte die Unglückliche sich an den Pfosten des Hauses und umfaßte ihn krampfhaft, um nicht niederzustinken. Sie mußte umkehren, wie konnte sie eingehen in das Trauerhaus, dessen Bewohnern sie den Sohn geraubt, gemordet hatte. Wie im dumpfen Traum befangen wandelte sie durch die Straßen; das rohe Gelächter, welches zuweilen hinter ihr ertönte, schreckte sie in die ödesten, entlegensten Gassen. So kam sie durch das Thor, immer vorwärts getrieben von ihrer Angst und dem Unfrieden in ihrer Brust. Endlich stand sie an der Stelle, wo gestern Theodor sie am Arm des Wachtmeisters erblickt hatte. Sie schauderte: „Niemand“, flüsterte sie leise mit undunkeltem Geiste, „weiß, wohin er sich begeben. Hierher muß er zurückkehren, hier will ich seiner harren.“

Sie setzte sich nieder auf den kalten Stein, faltete ihre

Hände in einander und wartete so gedulbig von Stunde zu Stunde. Die letzten Strahlen der Sonne waren verglommen; Nacht ward um sie, wie es Nacht in ihrem Herzen war; ein böses Wetter hatte sich erhoben, der Sturm hauchte eiskalt durch das leichte Gewand der Harrenden, Regen und kalte Schlossen schlugen auf sie nieder; sie achtete dessen nicht, sie fühlte nur die Folter in ihrem Innern.

Noch tobte das wilde Unwetter, als aus dem rothen Löwen einige der fremden Kriegsgesellen in die Stadt zurück wanderten. Sie hatten helle Leuchten in den Händen, waren gehüllt in warme Mäntel, hatten des Weines viel getrunken und sangen rohe Schelmenlieder. Da hemmte ihre Schritte eine menschliche Gestalt, die ohne Regung auf dem Scheidewege lag, und welche der Sturm und der Hagel nicht mehr erwecken konnten. Die Bestürzten leuchteten nieder; das grelle Licht öffnete noch einmal das Auge der Sterbenden. Rosette starrte zu Brillant hinauf — eben schlug die Kirchenuhr der unsernen Stadt zehn — Hörst du es schlagen? keuchte sie aus der erkalteten Brust; diese Stunde war die Frist, in der du verprachst, mich und mein Lebensglück zu vernichten. Du hast Wort gehalten, es ist dir gelungen. Aber dieselbe Stunde möge dich immerdar schrecken aus dem Rausche deiner Freuden und dich dereinst richten, wie sie mich gerichtet. Es waren ihre letzten Worte; sie schloß die Augen und erwachte dem Leben nicht wieder.

Es war seitdem manches Jahr vergangen; der furchtbare Krieg nahte seinem Ende. Theodors Eltern ruhten längst im Frieden auf dem Kirchhofe; der melancholische Schuster hatte sich erhängt und war unsern von dem Hochgerichte eingescharrt. Der armen Rosette Grab, von Niemanden bewahrt und gepflegt, war bereits wieder verfallen. Theodor war vergessen; es waren ja in jener bewegten Zeit so viele Herzen gebrochen, so viele Menschen verblutet, daß man für einen einzelnen Unglücklichen keine Thräne und keine Erinnerung haben konnte.

Da zogen die siegreichen Preußen in das Städtchen ein. Die Kleinstädter fanden es sonderbar, daß der Führer des Corps, der Hauptmann von Wartenstein, so einsam und ungesellig lebte, und oft mehrere Stunden allein auf dem Fried-

hose zubrachte. Die Klügler des Ortes wollten wie in dem Namen auch in der Person des Hauptmannes Ähnlichkeit mit dem verschollenen Theodor finden. Aber war nicht Theodor ein Jüngling, als er entschwand? seitdem waren nur fünf Jahre verflossen; der Hauptmann hatte ein ergrautes Haupt; Stirn und Wangen deckten eben so viel Furchen als Wunden. Kummer freilich macht alt vor der Zeit.

Es war ein Neuangeworbener in das Corps als Gemeiner eingetreten; er nannte sich Normond und behauptete, ein Niederländer zu sein; so eben von den Oesterreichern desertirt, rühmte er sich mit frecher Stirn, fast schon allen Potentaten gedient zu haben. Auch über ihn glosirten die Klügler im Städtchen viel, besonders schüttelte der Wirth zum rothen Löwen gar bedenklich den Kopf, wenn er ihn, hervorragend durch seine Größe, so in Reih und Glied stehen sah.

Normond war ein Bänker, ein Prahler und Trunkenbold; er wurde oft hart bestraft und war bald bei allen seinen Kameraden verhaßt, die gar böse und seltsame Dinge von ihm erzählten, und besonders behaupteten, daß den Zungenhelden die zehn Schläge der Thurnuhr räthselhaft erschütterten, daß bei diesen Glockentönen sein Gesicht erbleiche und sich furchtbar verzerrte und das Haar auf seinem Haupte sich empor sträube.

Die Sonne röthete eben die Gipfel der fernen Gebirge, als von dem neu besetzten Schlosse des Städtchens die Lärmkanone ertönte; das Zeichen, daß ein Soldat desertirt war. Noch eh die Sonne im Mittag stand, zog der Stab des Regiments in das Städtchen, und bald darauf brachten Bauern den Deserteur ein.

Die Trommel tönte dumpf und rief zum Kriegsgericht; die Sache wurde mit furchtbarer Schnelle behandelt; einstimmig sprachen die Richter das Todesurtheil aus. Der wüste Mensch schien diesen Ausspruch erwartet zu haben; sein Gesicht blieb kalt und eisern wie zuvor und fast schien es, als zucke der Hohn um seine Lippe. Aber als der Vorstehende hinzufügte: „morgen genau um zehn Uhr!“ brach plötzlich die Kraft und der Trost des Verurtheilten, er vergelbte zu einem Sargbewohner, wankte und mußte sich auf den Prosopflügen, um nicht zusammen zu brechen.

Und wie am andern Morgen es nahe zehn Uhr war, kniete ein bleicher Mann, unfern der Stätte der Selbstmörder auf einem Sandhügel neben einer offenen Gruft, das Antlitz mit den verbundenen Augen dem Friedhofe und Rosettens Grabhügel zugewendet. Und wie die Kirchenuhr den ersten Schlag that, schlug noch das lebende Herz gegen die bebende Brust, aber als der letzte Schlag derselben Uhr ertönte, lag bereits ein blutender Leichnam auf dem blutigen Sande.

Es war derselbe Tag, an dem vor fünf Jahren Rosette als ein Opfer der Verführung ihre Schuld mit dem Tode gesühnt hatte.

Ueber die Nützlichkeit der Leichenhäuser.

Von Dr. J. Waldeck.

Jüngst berichteten die Berliner Zeitungen, daß im Laufe des Jahres 1841 nur 8 Leichen den 4 Berliner Leichenhäusern übergeben worden seien; eine so augenscheinliche Vernachlässigung einer so nützlichen Einrichtung, wie eben jene Häuser sind, schien mir wohl geeignet, in Blättern besprochen zu werden, die der Aufklärung und dem Frommen des größern Publikums gewidmet sind, und so ward sie die Veranlassung zu folgenden Bemerkungen.

Prüfen wir zunächst die Gründe, die zuweilen im Publikum für die Vernachlässigung des eignen Interesse geltend gemacht worden, so wird die Nichtigkeit derselben so gleich klar werden. Es werde, sagt man, durch den Transport der Leichen in das Leichenhaus die den Todten schuldige Achtung verlegt, ein Einwand, der, selbst zugegeben, durchaus kein Motiv gegen jene Einrichtung gewähren kann, denn wer hielte es nicht für besser, gegen tausend Töbte auf diese Weise die Achtung zu verlegen, als einen Lebendigen zu begraben? — Aber worin besteht denn diese Verletzung der Achtung? Einzig und allein in der durch jene Aufbewahrung bewirkten Erschwerung und Verminderung des Leichengepräuges; wahrlich, man sollte kaum glauben, daß in unserm Jahrhundert dergleichen unwesentliche Einwendungen gegen